Der Morgen war bereits angebrochen. Da Moß das Boot des Fischermeisters Herda und nahm den Verunglückten, der nur noch mit den Zähnen das zugeworfene Tau festhalten konnte, an Bord.

Als Jons nach langer Krankheit erwachte, lag er in einem Himmelbett. Langsam sammelten sich seine Gedanken. Das war doch die Wohnstube der Abromaitene. Und Aduschs saß neben ihm. Noch einmal schloß er die Augen. Als er sie wieder aufschlug, standen Urte und Jurginne neben Aduschs. Noch immer glaubte er zu träumen, bis die „Großschen" sich über ihn beugte und ihm in die Augen sah. Sie wußten schon, was vorgegangen war, denn hundertmal hatte er in seinen Fieberträumen gerufen: „Mikelis, ich schwör' dir, die Abromaitene ist nicht meine Braut, sondern die Aduschs, meine liebe Aduschs."

Und was für Neuigkeiten er erfuhr! Die Abromaitene hatte ihr Anwesen verkauft, um dem Gerede zu entgehen, das ihr die Schuld an Mikelis' Tod beimaß. Jetzt saß Jons im warmen Nest!

Buntes Allerlei

Von der Auskunftei und ihrem Schöpfer.

Auskunftei! Heute ist die Bezeichnung einem jeden geläufig. Die Auskunftei ist ein wichtiger, unentbehrlicher Faktor unseres modernen Wirtschaftslebens. Aber als der jetzt verstorbene Wilhelm Schimmelpfeng im November des Jahres 1872 das Kind aus der Taufe hob, da wurde über die „Auskunftei" allgemein gespöttelt. Doch bald stieg mit der Organisation auch das Wort im Ansehen, und heute weiß man dem Begründer des modernen Auskunftswesens sowohl für die Organisation, die er geschaffen, als aber auch für die Bereicherung der deutschen Sprache Dank. Wie der alte Turnvater Jahn, als er die Kunst der Leibesübung zu neuem Leben erweckte, dafür ein neues Wort, das einst auch mit kaum verhehlter Spöttelei aufgenommene „Turnen" prägte, so hat Schimmelpfeng bei der Organisation des Auskunftswesens das Wort „Auskunftei" geschaffen. Denn es war etwas ganz neuartiges, das da ins Leben sprang. Schimmelpfengs Ziel war, Nachrichtenmaterial über kaufmännische Firmen erschöpfend und lückenlos zu liefern. Um dies aber verwirklichen zu können, galt es, nicht allein ganz Deutschland, sondern möglichst die ganze Welt mit einem dichten Netze zuverlässiger Zweigstellen und Recherchure zu überspannen. Ueber die Geschäftswelt des kleinsten Nestes sollte ebenso gut und genau unterrichtet werden können wie über die Firmen der Welthandelsstadt. Im Gegensatz zu den englischen und amerikanischen Auskunfteien, die zum Gebrauch ihrer Kunden sogenannte Referenzbücher ausgeben, die im wesentlichen sehr umfangreiche Verzeichnisse der kaufmännischen Geschäfte mit Angaben über Kreditwürdigkeit sind, führte Schimmelpfeng das Prinzip ein, auf jede Anfrage eine individuelle Auskunft zu erteilen, und auf Grund genauer Informationen und streng sachlicher Angaben dem Auskunftheischenden eine Schilderung der tatsächlichen Verhältnisse zu geben, so daß dieser sich eine persönliche Anschauung von der Kreditwürdigkeit der Firma bilden konnte, über die er belehrt zu werden wünschte. In verhältnismäßig kurzer Zeit erlebte die Schimmelpfengsche Auskunftei, die ursprünglich nur zwei Geschäftsstellen, in Berlin und Frankfurt a. M., hatte, einen großen Aufschwung, und heute, 41 Jahre nach der Gründung, beschäftigt Schimmelpfeng ein Heer von rund zweitausend Angestellten, und die Zahl der Zweigstellen ist auf mehr als sechzig gestiegen, von denen ein Teil im Ausland liegt.

Die erste Briefmarke.

Die soeben in Paris eröffnete internationale Briefmarkenausstellung gibt einem Mitarbeiter des „Journal", Camille Ducras, den Anlaß, sich mit der Frage nach der ersten Briefmarke zu beschäftigen. Gewöhnlich gilt als die erste aller Briefmarken die 1839 in England eingeführte, und das hat auch für die moderne Post seine Richtigkeit. Aber die Idee der Briefmarke ist schon viel früher aufgetaucht. Im Jahre 1653 schickt Pellisson einen Brief an Mme. de Sondéry, bei dessen Beförderung er sich einer ganz neuen Einrichtung bedient. „Ein Steuereinnehmer namens Velayer", so erzählt er ihr, „hat vom König ein Privileg erhalten, als einziger in verschiedenen Vierteln von Paris Briefkasten einzurichten, und er hat ein Bureau eröffnet, in dem man für einen Sou gewisse Billets kauft, die mit einer besonderen Bezeichnung versehen sind. Diese Billets tragen nur folgende Inschrift: Bezahltes Porto. Wenn man sich ihrer bedient, muß man das Datum des Tages und des Monats hinzuschreiben, an dem man den Brief abschickt, und dann beides zusammen in den Kasten werfen." Für diese neuartige Briefbeförderung hatte Velayer eine besondere „Instruktion" ausgegeben, die die Vorteile seines Unternehmens anpreist und genau angibt, in welcher Weise man sich dieser Portobillets bedienen soll: „Der Bureaubeamte verkauft jedem, der sie haben will, diese Billets für bezahltes Porto, und jeder möge eine beliebige Anzahl zu seinem Gebrauch kaufen, damit sie ihm nicht fehlen, wenn er schreiben will." Für wenig Geld bieten diese Briefmarken die größten Vorteile: „Geschäftsleitende müssen eine Anzahl dieser Billets ihren Angestellten geben, damit sie sie in jedem Augenblick von dem Stand ihrer Angelegenheiten unterrichten können, die Väter ihren Kindern, die in der Erziehungsanstalt oder im Kloster sind, und die Bürger den Handwerkern, die für sie arbeiten. Alle werden sich gern dieser Einrichtung bedienen; die keinen Diener haben oder deren Diener krank sind oder die die Diener zu Hause nötig brauchen oder die faule Diener haben, die bloß spazieren gehen und dann sagen, sie hätten die Straße und Wohnung nicht gefunden. Der Kaufmann braucht die Marken, der seinen Laden nicht verlassen will, weil er die Gelegenheit verpaßt, vielleicht etwas zu verkaufen; der Handwerker, der seine Arbeit nicht im Stich lassen will; alle diejenigen, die in Gefängnisse oder Klöster eingeschlossen sind und keine Diener haben; kurz, alle Leute, die reichen wie die armen, die fleißigen wie die faulen." Trotz dieser glühenden Empfehlung seiner Posteinrichtung hielt sich Velayers Unternehmen nicht lange; er erntete Undank bei seinen Zeitgenossen. Dieser Erfinder der Briefmarken war zu früh gekommen.

Im Strudel des Niagara.

In Gegenwart von Hunderten von Zuschauern, mitten im donnernden Brausen der von den Niagarafällen niederstürzenden Wasser ereignete sich am vorigen Sonntag eine grausige Todesfahrt zweier Knaben, des elfjährigen Hubert Moore und des neunjährigen Donald Rosoe. Die beiden Jungen, die Stubengenossen waren, hatten sich bei einem Sonntagsnachmittagsausflug auf ein kleines flaches Boot gewagt, und obwohl man sie vor der furchtbaren Gefahr warnte, fuhren sie doch mit ihrem Gefährt in einiger Entfernung von der Küste an den Rändern des Wasserfalles entlang. Das Boot war jedoch mit einem Seil am Ufer befestigt, so daß die spielenden Knaben geschützt schienen. Da plötzlich riß der Strick, und nun wurde das Schiffchen in die volle Flut der reißenden Wasser hineingerissen; von den Wirbeln und Strudeln im Kreise gedreht, flog es hin über die spitzen, gefährlichen Felsen, immer rascher und rasender, in den sicheren Untergang. Auch nicht einen Augenblick war die Möglichkeit gegeben, die Knaben zu retten. Zwei Abteilungen der Feuerwehr wurden zu Hilfe gerufen, aber konnten nichts tun. Mit angstvoll aufgerissenen Augen starrten die Menschen auf das winzige Schifflein mit seiner lebendigen Last in dem ungeheuren Wasserchaos. Männer brachen in hysterisches Weinen aus, verzweifelnd in dem Gefühl der Nachtlosigkeit, Frauen sanken auf ihre Knie nieder und beteten. Gott möge ein Wunder tun; die beiden Knaben standen in dem Boot und schrien um Hilfe. Als sie dem steil abfallenden Abgrund des großen Falles immer näher kamen, sahen sie, daß all ihr Weinen und Rufen vergeblich sei. Es gab keine Rettung mehr. Sie schwiegen, umarmten sich innig, und dann wurden sie von der schäumenden Gischt verschlungen. Eine riesige Woge hob das Schifflein noch einmal empor, warf es gleichsam spielend in die Luft. Dann verschwand es für immer; nur ein kleiner Kopf wurde noch einen Augenblick gesehen, aus der Woge emportauchend. Endlich war alles vorbei, die Körper der vom Strudel heruntergerissenen Kinder wird man niemals wiederfinden.

Humoristisches

Der Kolportagromanliker. „So ein Roman reibt auf! Ich habe da sechs Ehebrüche, drei Kindesunterschiebungen und sieben Selbstmorde in dreiundvierzigfacher Fortsetzungen bearbeitet — das will teilisch erlebt sein, mein Lieber!"

Bilanz. „Also, meine Herren, i kann nur sagen, i hab' an diese Kriegssponnung die angenehmsten Erinnerungen! Wie i den nahen Heldentot ausg'spielt hab', da sind mir vor lauter Abschiedsschmerz drei Weiber zug'flog'n, die i sonst meiner Lebtag net kriegt hätt'!"
(Aus „Simplicissimus".)

Der Berg. Kurzsichtiger Tourist (zum Bauernjungen): „Wie heißt der Berg da drüben?" Keine Antwort. „Dummer Junge, da vor uns ragt doch eine Spitze aus dem Nebel . . . Was ist das?" — „Dös? . . . Der Gendarm!"

Am Postschalter. Dame: „Bitte um eine Briefmarke!" — Junger Beamter (der zum erstenmal Schalterdienst tut): „Zu zehn Pfennig . . . oder kann es etwas Besseres sein?"
(Aus „Lustige Blätter".)

Nach und nach. Besucher: „Deine Frau ist wohl musikalisch? Ich sehe da eine Geige, eine Zither, eine Mandoline . . ." — Junger Ehemann: „Ja, ja, das ist alles so allmählich zum Vorschein gekommen!"

Unter Dienstmädchen. — „Ende des Monats gehts bei deiner Herrschaft wohl recht knapp her?" — „Im Gegenteil, da leben wir am flottesten, . . . da wird gepumpt!"

Die Geschwätzige. Hausfrau: „Da hört sich doch alles auf! Plaudere ich hier auf dem dunklen Korridor fortwährend mit meiner Nachbarin, und jetzt, wo ich Licht anstecke, sehe ich, daß sie gar nicht mehr da ist!"

Durch die Blume. Die Gnädige (zum neuen Dienstmädchen): „Sagen Sie mal, Anna, wie war es denn bei Ihrer früheren Herrschaft?" — O, da ging es schrecklich zu, gnä' Frau, die Schweigegelder allein betrugen jährlich hundert Mark."

In der Kunstgalerie. Max (vor einem Stilleben stehenbleibend, das einen Frühstückskorb darstellt): „Maler möcht ich auch werden, Vater!" — „Komm, komm, lern mal erst was Ordentliches, . . . du denkst an nichts wie ans Essen!"

Vergleich. „Also die Behandlung in dem Sanatorium hat dir geholfen; kannst jetzt wieder gut laufen?" — „O, ich kann jetzt wieder herumrennen, wie ein Bauunternehmer, wenn er Geld braucht!"

Er kennt sich. (Tourist (am ersten Tage in München): „Ehe wir's Münchener Bier probieren, Herr Kellehe, wollen wir unsere Frauen eine Ansichtskarte schicken!" — „Das hat ja Zeit bis nachher!" — „Nein . . . da merken sie's!"
(Aus „Meggendorfer Blätter.")

Nr. 150 • Sonntag — Tägliches Unterhaltungs-Blatt der Berliner Volks-Zeitung — 29. Juni 1913

Thalja.

Roman

[11. Fortsetzung] von [Nachdruck verboten.]

Bernt Lie.

Berechtigte Uebersetzung von Mathilde Mann.

Als des Vaters Schritte über der Treppe verklangen, brach Thalja in Tränen zusammen.

„Aber was hast du nur, Kind?" fragte Tante Claudine, die ihren Nähkorb zusammenpackte.

„Er sieht so elend aus!" schluchzte sie.

„Dein Vater? Findest du?"

„Ach ja, Tante! So elend und so müde, und so alt!"

„Hm," sagte Tante Claudine. „Ein Jüngling ist er ja auch nicht mehr. Das dürfen wir nicht vergessen. Eigentlich elend ist er nicht. Aber er ist ein Kind, ja, wie ein unverständiges Kind. Ich sagte ihm gleich, er sollte heute abend nicht selbst mit dem kleinen Boot hinausrudern. Krank ist er eigentlich nicht, aber er hat den ganzen Winter so ein wenig gekränkelt. Aber glaubst du, daß ich ihn davon abbringen konnte? Und doch kann er nicht mehr so viel aushalten wie früher. Das weiß er ja selber auch recht gut."

Thalja sagte Gutenacht und ging in ihr Zimmer hinauf. Es schimmerte von weißer, reiner Wäsche oben in ihrem alten Stübchen. Jedes Ding stand an seinem Fleck wie früher, und das Bett war so klein und so traulich mit dem dicken Oberbett. Sie lächelte dem allen zu. Unter ihrem Herzen aber saß ein tiefer, neuer Schmerz. Sie warf sich auf das Bett und schluchzte: „Vater, Vater!"

Ach, sein dickes Haar war so weiß geworden! Die Wangen hingen schlaff herab, und die Augen waren so groß und so traurig.

Wieder und wieder hatte er ihr die Hand von seinem Stuhl aus gereicht und mit so glücklichem Lächeln gesagt:

„Es ist schön, zu sehen, daß unser kleines Mädchen so gut aufgehoben gewesen ist!" Oder:

„Mit diesem Kind hat es keine Not!"

Es war, als habe er Angst gehabt, eine Angst, die ihm jetzt ganz genommen war. Es war auch gewissermaßen ein geheimes und glückliches Einverständnis in bezug auf dies zwischen ihm und Tante Claudine.

Sie hatten sich in ihrer Einsamkeit wohl auf mancherlei Weise sorgend mit ihr beschäftigt. Er hatte so glücklich von den Briefen gesagt, daß das ja ganz schön sei.

„Aber besser ist es nun doch, das Kind selbst zu sehen!"

Und man konnte sich auch nicht weiter darüber wundern, daß sie sich Sorgen gemacht hatten . . .

Sie stand auf, entkleidete sich, löschte die Lampe aus und kroch ins Bett.

Still und fest faltete sie die Hände und betete ihr Vaterunser. Nein, sie wollte nicht mit neuen Bürden hierher zu ihm nach Hause kommen, nicht ein Wort wollte sie von ihren Sorgen und ihren Plänen sagen. Sie wollte nicht von dem Propst, von der Schule und Onkel Arnold erzählen, wollte nichts von Drontheim oder Christiania sagen, sondern geduldig ihr Kreuz tragen. Ja, gleich, wenn sie zur Stadt zurückkam, wollte sie hingehen und sich vor dem Propst demütigen und dann vor Onkel Arnold und Tante Hermana. Wollte bis zum Sommer auf der Schule aushalten. Vielleicht, wenn das Examen bestanden war in den langen Sommerferien, daß sie dann ihre Pläne wieder aufnehmen konnte. Sie wollte mit Ruhe und Muße Vater darauf vorbereiten, daß er ihr die Erlaubnis gab, zum Herbst eine andere Schule zu besuchen.

Nein, nein, nichts war ihr so schrecklich, wie der Gedanke, Vater jetzt betrübt oder bekümmert zu machen.

*

Der Gründonnerstag kam und ging. Am Karfreitag ruderten sie zur Kirche und aßen im Pfarrhaus bei dem Pfarrer zu Mittag. Er war ein ungewöhnlich angenehmer junger Mann mit einer ganz jungen Frau.

Am Sonnabend vormittag kam der Vater und fragte, ob sie mit ihm hinausgehen und die neue Tante kocherei mit ansehen wolle, die auf der äußeren Seite der Landzunge gebaut sei. Es lag so viel frischgefallener Schnee, daß sie die Schneeschuhe anschnallen konnten.

Schimmernd klar und still war es. Ein paar Grad Kälte und vorzügliche Schneeschuhbahn. Sie freute sich darüber, wie schnell der Vater noch lief. Als wäre er viele Jahre jünger, so flog er dahin auf seinen altmodischen, unendlich langen, schmalen Schneeschuhen, die oben und unten geleert waren. Es wurde ihr fast schwer, auf ihren Eschenschneeschuhen aus der Stadt mitzukommen.

Als sie die Trankocherei besichtigt hatten, schlug der Vater vor, daß sie den Rückweg in den Wald hinauf an der Sennhütte vorbei nehmen wollten. Von dort hatten sie ja den schönen, langen Hügel bis ganz hinab zu den Häusern.

Es ging ein wenig schwer bergauf, da der Schnee zwischen den Birkenstämmen lose lag. Der Vater schwitzte und keuchte, und er war ja auch schwer für die schmalen Schneeschuhe. Aber sie stampften sich vorwärts und gelangten endlich über den kleinen offenen Wall, wo die Sennhütte lag. Sie war so eingeschneit, daß nur ein wenig von der rotgestrichenen Wand mit einem Fenster unter der Schneeschanze hervorguckte, die daran herabgeweht war. Und von der Rückseite konnten sie direkt aufs Dach hinaufspazieren. Der Vater öffnete die Bodenluke, und dann holten sie Heu heraus und setzten sich auf den Dachfirst, bequem, wie in die weichsten Lehnstühle. Der Vater zündete seine kurze Pfeife an. Er war auf der ganzen Tour ein wenig unruhig gewesen, hatte so eifrig über alle möglichen Dinge geschwatzt und geplaudert; aber nun saßen sie beide stumm da. Der Birkenwald verschloß die Aussicht auf das Zunächstliegende. Aber darüber hinweg sahen sie den blauen Fjord und die weißen Berge auf der anderen Seite.

„Kannst du hören, wie still es hier ist?" sagte der Vater.

„Ach, ja, so still!"

„So ist es niemals im Sommer; denn da saust es von all den Gießbächen an den Felsen da drüben über dem Fjord hinüber.

„Ja, das ist wahr! Ich entsinne mich dessen!"

Und dann schwiegen sie wieder lange. Er saß da und sah dem Tabakrauch nach, der sich wie eine wogende Wolke vor ihnen lagerte, und endlich räusperte sich der Vater und nahm die Pfeife vom Munde.

„Du, mein Kind!" sagte er, ohne sie anzusehen; „gleichzeitig mit deiner Ankunft erhielt ich einen Brief mit der Post. Von deinem Onkel Arnold Balle. Ich habe bisher nicht mit dir darüber gesprochen in diesen ersten Tagen. Aber es wird wohl am besten sein, wenn wir uns einmal darüber aussprechen."

Thalja wurde schamrot. Onkel Arnold hatte geschrieben! Ja, das hatte sie ja erwarten können. Sie hatte ja selbst gesagt, daß sie mit dem Vater reden wollte.

„Da ist etwas mit Propst Brögelmann. Willst du mir alles darüber erzählen, meine Thalja?"

„Ja, Vater, das will ich tun. Ich wollte es eigentlich von selber tun, weißt du. Aber da dachte ich, es würde dich nur betrüben, und daß es ja nicht notwendig sei."

„Ich möchte es dich doch aber gern selbst erzählen hören. Onkel Balle schreibt ja auch, daß du es mir sagen wolltest."

Thalja setzte sich in ihrem tiefen Schneesitz zurecht und erzählte alles von Olina Petterson und verheimlichte nichts. Sie erzählte auch, wie vorzüglich Olina Ebertsens Versammlung wiedergegeben hatte, und daß sie selbst eine so glühende Lust bekommen habe, sich diese Komödie auch einmal mit anzusehen. Aber da habe Olina Petterson ihr gesagt, das passe sich nicht für ein Mädchen wie Thalja. Und sie erzählte von ihren Mitkonfirmandinnen und endlich von dem siebenten Gebot und von Propst Brögelmann, und wie sie aufgestanden sei und „Pfui" gerufen habe.